Neu-Hamburger Neutrale.

Herausgegeben von W. H. Boullee, Neu-Hamburg, Waterloo County, C. W.

Jahrgang 1. | Freitag den 1. Juni 1855. | No. 20.

Bedingungen.

Der „Neu-Hamburger Neutrale" erscheint jeden Freitag. Subscriptionspreis für den Jahrgang von 52 Nummern Einen Dollar vier Schillinge, wenn innerhalb 3 Monate Bezahlung erfolgt; nach Ablauf dieser Zeit steigt der Preis um 2 Schillinge; erfolgt die Bezahlung nach Ablauf von 6 Monaten, berechnen wir 2 Dollars für den Jahrgang.

Die Annahme der zweiten Nummer unseres Blattes verpflichtet zu fernerer Annahme.

Bekanntmachungen werden zu den üblichen Preisen berechnet. Einsendungen können nur Berücksichtigung finden, insofern sie mit den in unserem Prospectus ausgesprochenen Grundsätzen stimmen.

Druckarbeiten jeder Art in deutscher und englischer Sprache werden mit eleganten Schriften und durch eine der solidesten Pressen in unserer Gegend zu annehmbaren Preisen und mit größter Pünktlichkeit gefertigt.

Alle Briefe, ausgenommen die von Agenten, müssen postfrei eingesendet werden.

Unterhaltendes.

Zu den drei Eichen.

Erzählung von Josef Rank.

Das funkelnagelneue Wirthshaus zu den „drei Eichen" war fertig.

Allerliebst und einladend stand es nun da, beschattet von den hundertjährigen Eichen, welche ihre Arme segnend über dessen Dach zu breiten schienen.

So war es also dennoch fertig geworden, trotz so vieler Unglücksprophecten, ungeachtet so vieler lachender Dorfphilosophen, trotz einem endlos hagelnden Unsegen eines lange unversöhnlichen Schwiegervaters.

Man sah es dem neuen schmucken Haus nicht an, unter welchen Kämpfen und Stürmen es sich hatte aufrichten müssen. Schnurgerade, in voller Jugend, heiter und sorglos blickte es weit in die Runde, als hätte es weder Schuld noch Bitterkeit in sein Leben aufgenommen, als wären Unbilden und Kränkungen aller Art vergessen und vergeben, als schwebe nichts vor seinen Blicken außer zuversichtlichen Hoffnungen, frohen Erwartungen, kühnen Geschäftsentwürfen.

So mit seinen schneeweißen Wänden, mit seinem glührothen Ziegeldache und mit seinen drei Eichen herum glich es wohl sprechend einem jungen Gastwirth, der, seine Serviette zierlich unterm Arme, grün bejackt, in weißer Weste und mit rother Türkenkappe vor der Thüre steht und eine Schaar von Gästen, Reisende aller Länder und aller Zungen, lächelnd und sprungfertig erwartet.

Dem Dorfe kehrte das Wirthshaus zu den „drei Eichen" halb und halb den Rücken zu. Nicht unwahrscheinlich aus dem Grunde, weil es unter heftigen Zwistigkeiten mit dem Dorfe entstanden war; wohl aber auch deshalb, weil es sein Hauptaugenmerk und also sein Angesicht nach der links vorüberführenden Bergstraße kehren mußte, um sich den Reisenden so bestens zu präsentiren und zu empfehlen.

Der Besitzer der Drei Eichen war der Sohn eines Gastwirths aus Degern, einem Städtchen jenseits des Gebirges. Schon frühzeitig für das Geschäft eines Gastwirths bestimmt, lernte er zuerst unter väterlicher Aufsicht, was daheim zu lernen war, ging dann in die Welt, um sein Geschick und seine Bildung zu erweitern und kam endlich wieder heim, vollendet in seinem Fach, hochstädtisch in Manieren, einiger Sprachen mächtig, voll Unternehmungsgeist und Muth zu einer glücklichen Niederlassung. So wie er stand und ging sah er damals nicht aus wie Einer, der sich mit der Rolle eines Dorfwirthes genügen lasse; kam er doch geraden Weges vom Paradeplatz des Lebens, aus der Hauptstadt, heim und hatte noch so zu sagen die große Uniform der städtischen Tracht und Sitten um Leib und Seele. Allein Julius Aechtermann, so hieß er, hatte sich von dem Glanze des Stadtlebens nicht täuschen lassen und wußte recht wohl, daß alles menschliche Glück zuerst von den Menschen selbst und dann erst von Umständen und Orten abhänge; und so dachte und strebte er im ganzen bescheiden. Er wollte seine ererbten und ersparten Mittel nicht zu prahlerischen Schwindeleien, wohl aber dazu anwenden, um sich ein mäßiges Einkommen zu sichern. Jedenfalls gedachte er in seinem Geschäfte, das er einmal so lange betrieb und so grundmäßig kannte, entschieden treu zu bleiben; es handelte sich jetzt darum, die geeignete Stelle zu finden, wo er sich häuslich niederlassen sollte. So bedacht und beschaffen kam er eines Tages auf einer „Inspectionsreise" durch das Gebirge nach Laufen, kehrte daselbst in dem alten Dorfwirthshause ein und blieb über Nacht. Er hatte sich in aller Stille überzeugt, daß die über das Gebirge führende Straße, welche in kurzem ihrer Vollendung nahe war, für Geschäfte und Reisende wichtig genug werden mußte und daß Laufen für einen kleinen Gasthof zu Einkehr und Nachtquartieren an dieser Stelle wie hingezaubert stand. Es konnte in der Folge auch nicht fehlen, daß die reizende Umgebung Laufens mit ihren Wasserfällen, Schluchten, abenteuerlichen Felsen und herrlichen Fernsichten, Lustreisende in reichlicher Anzahl herbeiziehen werde. Das alte Wirthshaus in Laufen war für solche neue Lebenswendungen minder noch als untauglich. Sein Privilegium benützend, hatte es bisher in engen, düsteren Räumen seine ländlichen und anspruchlosen Gäste lässig genug bedacht und schien auch nicht gesonnen oder fähig, einem feineren und belebteren Zuspruche der Welt schnell und einladend genug entgegen zu kommen. Julius Aechtermann war bald mit seinem festen Entschlusse im Reinen. Er nahm den alten Dorfwirth bei Seite und sagte ihm, daß er geneigt sei, dessen Privilegium: „auszukochen und zu schänken" an sich zu kaufen, wenn annehmbare Bedingungen gestellt würden. Der Wirth that zu seinen Stirnfalten des Alters noch einige der Verstimmung und gab eine lächelnde abschlägige Antwort. „Er sehe nicht ein," sagte er, „wasmaßen auf einmal so etwas — überhaupt und dann auch: wozu? In Laufen sei man nicht gewohnt, ins neue so mir nichts dir nichts umzurumpeln, hier bleibe gern alles beim Alten." Das war nun freilich kurz und gut geredet, allein Julius Aechtermann gedachte von einem wohlberechneten Plane sich auch nicht so schnell auf andere Gedanken hinüberrumpeln zu lassen. Er machte eine Eingabe an die betreffende Behörde, worin er auseinandersetzte: Erstens, wie die neue Straße über das Gebirge einen besseren Gasthof bei Laufen wünschenswerth, ja nothwendig mache; zweitens, wie dieser Gasthof, in einiger Entfernung von Laufen, an die Straße vorgeschoben, dem Besuche und Privilegium des Dorfwirthshauses kaum einen nennenswerthen Eintrag thun werde. Die Behörde ging auf die Vorstellung ein und billigte den Bau ein Gasthofes bei Laufen.

Mit dieser Gunstentscheidung in der Hand kaufte der junge thatkräftige Aechtermann sofort das nöthige Grundstück an der Straße mitsammt den drei riesigen Eichen und ließ den Bau beginnen.

Der alte Dorfwirth in Laufen hatte von den Unternehmungen des jungen Aechtermann kaum gehört, als er einen Proceß gegen denselben anfing und die Bauern des Dorfes aufzuwiegeln suchte. Allein den Proceß verlor er und die Bauern konnten die Hetzpeitsche nicht sehen, die den Wirth zu solchen Bocksprüngen antrieb. Sie würden, sagten sie, dem jungen Herrenwirth sein schönes Haus weder aufbauen noch niederreißen helfen, er könne seine theuern Speisen selber essen und seine mussirenden Getränke selber trinken; im übrigen würden sie von dem jungen Wirbelwind so viel Nutzen ziehen als möglich, denn da er keine Felder und Wiesen besitze, so werde er genöthigt sein, sich von dem nahen Laufen aus zu verprosiantiren, wobei sie gehörig zu schmälzen gedächten. Somit waren fürs erste die bedrohlichen Stürme abgeschlagen und der junge Aechtermann ließ mit dem Hausbau in Eilmärschen vorgehen. Sein Plan war musterhaft, schön und zweckmäßig, und die Mauern und Bogen stiegen lustig in die Lüfte.

Soweit war also alles gut; da kam aber die Geschichte.

Der Bau des Gasthofes war endlich etwa zur Hälfte fertig, als der muthige Aechtermann eines schönen Tages zu Welf, der ersten Person in der Runde, einem sattelfesten Hofbesitzer in Laufen kam und um dessen einziges Kind, ein achtzehnjähriges Töchterlein, anhielt.

Der Welf war ein Mann, der sattelfest genannt wurde in Bezug auf Hab und Gut, aber auch in Bezug auf seinen gewaltig ernsten und starren Charakter. Der große Stein auf der Gründlhöh und der Schwersinn des Welf sind noch nicht von der Stelle gerückt worden, pflegte man zu sagen.

Nun stand es mit seinem Sinne bezüglich des Töchterleins so: entweder sie heirathet als Bauernkind wieder einen Sohn ihres Standes, dachte er, sei er reich oder arm, wenn er nur brav ist und tauglich; oder Klärchen nimmt, wenn es gestiegen sein muß, einen hochgestellten Mann von Amt und Würden, bei dem an Geld und Ehren auch was Sicheres und Rechtes wegzuholen ist. Daß eine Art Zwischenbräutigam kommen würde, eine Art Aussichtenhaber, eine Art Luftfahrer zwischen Himmel und Erden, zwischen wirklichen Herren und wirklichen Bauern, daran hatte er nicht gedacht, weil ein solcher Fall ihm ganz und gar unmöglich schien.

Nun da hatte ers aber: gerade einer von diesen war gekommen, und hielt an um die Hand seines Töchterleins, seines Herzens Schatzkästleins, seines einzigen Kindes und seiner schwerwichtigen Erbin.

Und wie hielt er an! Der junge Aechtermann sah nicht dabei aus, wie einer, der möglicherweise eine abschlägige Antwort befürchtet, vielmehr wie einer, der gekommen ist, um den künftigen Schwiegervater mit einem höchst angenehmen Geständnisse zu überraschen. Lächelnd reichte er dem düster blickenden Welf die rechte Hand hin, legte den Hut mit der linken bei Seite und sagte: „Ich muß Euch nur gleich gestehen, was mich herführt, lieber Welf; in nicht zu ferner Zeit wird mein Gasthof fertig, ich brauche eine Hausfrau und ich weiß mir eine, wenn Ihr nichts dagegen habt; meine ganze Hoffnung ist auf Euer Töchterlein gefallen. Und nun erzählte er, wie er an der Einwilligung des Vaters nicht zweifle, nachdem er der ganzen Liebe seines Töchterleins soviel als gewiß sei. Welf hatte sein Klärchen einst zu dem bekannten Gastwirth Aechtermann in die Stadt gegeben, damit es besser kochen und nebenbei etwas Manieren lerne, bei dieser Gelegenheit hatten denn auch die jungen Leutchen Bekanntschaft gemacht, wurden erst still und schwermüthig, dann heiter und vertraulich, alles in allem endlich bis über die Ohren in einander verliebt und so schwuren sie denn eines schönen Tages, einander einst zu heirathen oder ledig zu bleiben. Derlei Schwüre sind freilich schon oft da gewesen, seltener aber die wirkliche Treue. Julius und Klärchen nun gehörten zu den wirklich „Dauerhaften," sie ließen es von Zeit zu Zeit bei der größten Entfernung nicht an Lebens- und Liebeszeichen fehlen, und hatten endlich die Freude, auf immer einander nahe zu sein, ja wirklich den Lohn ihrer Herzensstandhaftigkeit reichlich zu ernten.

Als Julius Aechtermann seinen Einleitungsbericht nun abgestattet hatte, trat, wie verabredet, um Zeugniß für die Wahrheit alles dessen zu geben, Welfs Klärchen aus der Kammerthüre nach der Stube, ein Körbchen am Arme, glühend vor Freude und Verwirrung und schön wie ein Frühlingsmorgen.

Der alte Welf war von der ganzen Geschichte wie von einem tollen Platzregen überfallen, dem er einige Augenblicke nichts Anderes entgegensetzen konnte als Fassung und Ruhe.

Erst die Erscheinung seines Kindes brachte ihn zum Sprechen und er sagte jetzt zu Klärchen mit düsterhöhnendem Lächeln:

„Dieser Herr da ist gekommen und will Dich als seine Hausfrau zu seinem Straßenbau holen; wenn mir recht ist, nimmt er Dich wie Du gehst und stehst."

Julius erhob sich bei diesen Worten und faßte sich kaum zu einer ruhigen Erwiderung. „Straßenbau — nimmt Dich wie Du gehst und stehst" — diese zweischneidigen Worte, so durchbohrend sie gemeint waren, erfaßte Aechtermann mit großer Geistesgegenwart am Heft und führte sie ohne Verzug als Siegeswaffen gegen seinen Feind.

Denn er trat zu Klärchen hin, faßte es zärtlich bei der Hand und indem er es näher zum Vater führte, sagte er ruhig lächelnd:

„Ja, mein liebes Klärchen, wie Du gehst und stehst erbitt ich Dich von Deinem Vater; sag ihm Du nun auch, daß Du mir ohne Aussteuer folgen willst, lieber als einem Andern mir allem Hab und Gut Deines Vaters."

Welf hatte wirklich gedacht, der junge Aechtermann sei nur deshalb als Bewerber in sein Haus gekommen, um einen — Fang zu thun, indem er neben Klärchen die Geldsäcke des Schwiegervaters angle. Zwar machte ihn Aechtermanns Ruhe und Geistesgegenwart eine Weile ungewiß, allein er dachte: ein Mantel muß ja umgehangen werden, es wird sich dennoch zeigen, daß ihm mein Klärchen nur Kümmel auf dem Braten ist; er kann ohne Hilfe wahrscheinlich sein Haus nicht ausführen, stützen und halten. Schmerzlich traf es den grämlichen Alten dagegen, daß sein einziges Kind in der That entschlossen schien, des Vaters Liebe und Hab und Gut im Nothfall liegen und stehn zu lassen und dem jungen Luftfahrer zu folgen. Denn Klärchen trat vor ihn, die Hände faltend und hellen Purpur auf den Wangen, sagend:

„Ich folg nur ihm; — ja Vater, ich kann nicht anders. So hab ich alles, wenn ich ihn nur habe."

Welf, der einer alten Gewohnheit gemäß den breitkrämpigen Hut auch in der Stube auf dem Kopfe hatte, rückte diesen tiefer ins Gesicht und blickte wie versteinert vor sich hin. Seine linke Hand hing schlaff über die Stuhllehne, seine rechte lag geballt auf dem eichenen Ecktisch; so saß er lange schweigend da und regte sich nicht. Julius Aechtermann erkannte wohl, wie sehr sein ganzes Wesen erfaßt war, daher versuchte er einige beruhigende Worte zu reden; auch Klärchen that es mit bewegter Stimme und mit weinenden Augen. Nach einer Weile löste sich Welfs geballte rechte Hand wie zum Zeichen milderer Stimmung auf, er winkte den Liebenden, sich zu entfernen, ihn allein zu lassen; Beide verstanden und befolgten diesen Wink und sie nahmen Abschied für heute, nicht ohne starke Hoffnung, daß der Vater Welf auf dem Wege sei, sich in die Thatsachen persönlich zu ergeben.

Es mußte eine gute halbe Stunde vergangen sein, als Vater Welf aus seinem Hinstarren erwachte und sich von seinem Stuhle erhob. Sonderbarer Weise verloren sich schnell hintereinander alle Anzeichen eines Ungewitters von seinem Angesichte und Friede schien es bald in seiner Brust geworden. Er rief sein Kind noch einmal zu sich, um allein, ohne Beisein des Liebsten, auszusagen, was sie denke und fühle; und als sie ihm wiederholt das Frühere ihres Geständnisses bestätigt, entließ er sie, ohne ein Wort zu sagen, mit einem leisen Lächeln um den Mund und ging ins Dorfwirthshaus, wo man lange her entwöhnt war, den angesehenen Mann auch wieder einmal zu sehen.

Welf hatte sich nicht lange unter den Männern niedergelassen, die heute zahlreich beisammen saßen, als er zum größten Erstaunen Aller lächelnd die Neuigkeit, welche er eben in seinem Hause erlebt hatte, zum besten gab und zwar mit dem ausdrücklichen Beifügen: daß er gesonnen sei, der Werbung des jungen Schwindelhofers nachzugeben und sein Töchterlein, da es nun einmal zu weit sei, in Gottes Namen mit Ergebung fahren zu lassen.

„Ist mir nur leid, ist mir leid," sagte er dann; „es geht eine rechte Braut und Hausfrau für unser Dorf verloren; in meinem Sinn ists eigentlich anders ausgedacht gewesen — aber die Aechtermanns haben von je die Sachen beim rechten Eck zu fassen verstanden." Zwei der wohlhabendsten Bauern des Dorfes wurden blaß und saßen mit gesenkten Blicken da; auch den Andern wollte die Sache, so betrachtet, nicht munden; denn es ist vielen Menschen nicht gegeben, dem Glücke eines Andern ruhig zuzusehen, wenn es auch tausend Male unwahr, ja unmöglich ist, daß sie durch das Glück eines Nebenmenschen verlieren; es reitet sie der Teufel des Neides in eine Stimmung hinein, welche sie der Art beunruhigt, als ging das Glück eines Andern ihrem Zustande gradezu tödtlich zu Leibe. Und so fuhr denn auch der Häusler Lorze nach einer Weile also heraus: „Nun, man lernt was nach und nach. So hätte mans auch machen sollen. Pfiffig, keck und schnell, so kommt der Mensch vorwärts. Der Aechtermann wird seine Residenz an der Straße haben, wirds vom Geld seiner Hausfrau groß und vollauf führen, in kurzem trocknet der Laufener Wirthskeller ein, alles rennt zu Aechtermanns hellen „Drei Eichen;" hüben in Kammern Lumpenpack und Bauern; drüben in den Staatszimmern Herrschaften und Lordschaften; man kriegt für schweres Geld leichte Kost und Wässerung die Menge; alle Tage Musik unter den Eichen wie in der Stadt, mit silbernen Leuchtern setzt er alle theuern Narrheiten in Feuer und Flammen, schmilzt den Leuten den letzten Pfenning aus der Tasche; pfändet Ohrringe, schneidet silberne Knöpfe ab, um sich bezahlt zu machen, so aufgetrieben von Reichthum leiht er um hohe Zinsen nach Laufen, pachtet alle Handwerke, steigert ein Haus ums andere, endlich heißt Laufen nicht mehr Laufen, es heißt: Aechtermannsdorf!" In diesen mißgönnerischen Zornton verfielen nun auch andere in der Wirthsstube und es wollte so fort und fort bis zu den ungeheuerlichsten Prophezeihungen und Anklagen steigen: als plötzlich ein furchtbarer Schlag auf den Tisch ein athemloses Schweigen verursachte.

Welf hatte mit der Faust auf die Tischplatte geschlagen und Halt! gerufen.

Die Gläser zitterten; die Gemüther der Gäste erbebten.

Eine Weile stierte Welf mit funkelnden Augen schweigend vor sich hin, dann sagte er, indem sein Angesicht einen milderen Ausdruck gewann: „Führts nicht die Thurmwand hinauf, ihr müßt geraden Wegs wieder herunter. Aechtermann hat bei mir angeklopft, Herein! ist gerufen, das Andere steht noch aus. Noch steht sein babylonischer Straßenbau nicht da, es haben noch allerlei Sprachen drein zu reden. Noch hat er mein Kind nicht, und erhält ers wirklich — noch hat er meine Geldsäcke nicht. Auf daß wir nicht sobald Aechtermannsdörfer heißen — trinkt! und daß unser Dorfwirth da unser rechter Wirth bleibt — trinkt wieder!" Es gab einen gehörigen Beifall und gehöriges Anstoßen, einige Gläser kamen nicht mehr ganz auf den Tisch. Die nächste Folge war, daß an jenem Abende keiner der Männer ohne Rausch heimkam; die fernere Folge war, daß in wenigen Tagen eine allgemeine Verschwörung des Dorfes vollendet war, mit Welf als Hauptmann an der Spitze.

Die Verabredung oder Verschwörung gegen Aechtermann sah ziemlich aus wie eine Art passiven Widerstandes, d. h. man beschloß, gegen Aechtermann und seinen Bau zwar nicht mit Anwendung offenbarer Gewalt vorzugehen, wohl aber alle Mittel in Worten und Betragen aufzubieten, um den Fremden mit soviel Ueberdruß zu erfüllen, daß er endlich aller seiner Hoffnungen und Pläne überdrüssig, gern Ort und Gegend verließ, wenn er nur einigermaßen sein begonnenes Werk ohne zu großen Schaden wieder los werden könnte. Von nun an hatte der Dorfwirth Mathias Schelter ganz vortreffliche Tage, noch bessere Abende. Denn es war, als wollten die Männer des Dorfes dem Aechtermann beweisen, wie sehr sie auch einst, wenn die Straßenresidenz zu den Drei Eichen fertig sein würde, ihrem alten bewährten Wirthe treu bleiben wollten. Vater Rausch hatte alle Hände voll zu thun, um seine treuen Anhänger unter Tische und Bänke zu bringen, oder auf den Heimwegen an Zäune zu lehnen oder in Gräben und Ackerfurchen trocken zu legen. Welf selber führte allabendlich den Vorsitz in der Wirthsstube; er versah sich aber nie bis zum förmlichen Betrinken. Wie ein Feldherr wollte er immer frei und klar das Haupt über dem Tumulte haben, da es darauf ankam, eine Art von Spott- und Witzreden im rechten Augenblick aufmarschiren zu lassen und nach Belieben hin und her zu lenken. So befahl er ausdrücklich, daß er nur, natürlich Scherzes halber, Aechtermann-Schwäher und Aechtermann dagegen Aechtermann-Welf genannt wurde. Daß beide je verschwägert werden könnten, glaubte in der That niemand mehr. Denn fürs erste und hauptsächlichste war Welf wie Jedermänniglich, fest überzeugt, daß der junge Flausenmeier Aechtermann ohne außerordentliche Geldzuschüsse seinen Bau nicht vollenden könne, und nur wenn er dieses wirklich könnte und wenn sich herausstellte, daß der Gasthof zu den Drei Eichen sich gehörig rentirte, wollte Welf seine schließliche Einwilligung zur Heirath seines Töchterleins geben. Welf rechnete fest darauf, daß die Bedingungen nie und nimmer erfüllt werden konnten, und daß er sein Geld und sein Töchterlein vor dem unliebsamen Bewerber ein für alle Male sicher gestellt habe. Um sein Klärchen selber nach und nach zweifelhaft zu machen, daß es mit dem jungen Schwindler ein gutes Ende nehmen könne, veranlaßte Welf so alle paar Tage, ohne daß es auffallen sollte, einige seiner fanatischesten Anhänger, daß sie unter handbaren Vorwänden zu ihm in das Haus kommen und ihre Bemerkungen wie unter der Hand oder wie unvorsichtig fallen ließen; nach so zum besten gegebenen Anzeichen stand nun Aechtermanns Bankrott freilich seit einer Weile schon schwarz auf blau an der Himmelsdecke geschrieben.

Klärchen litt dabei unsäglich. Sie wußte wohl, daß man ihr nur so peinlich zu Gehör rede, aber sie wollte um keinen Preis durch Unduldsamkeit die Sachen noch verschlimmern. Ihr Herz war dem Geliebten, das Herz des Geliebten ihr unentreißbar; also beschloß sie, die Welt neidern und die Mäuler dreschen zu lassen. Auch Julius Aechtermann wußte genau, was gegen ihn vorging, er schwieg, lächelte, setzte seine Unternehmung fleißig fort, und sprach sich nur dann und wann mit Klärchen unter vier Augen nicht ganz ohne Wehmuth über den traurigen Zug der Menschen aus, die so viel Interesse daran haben, sich und anderen das ohnehin mit Heiterem so wenig ausgeschmückte Leben zu verdüstern. Sonderbar genug war er nicht nur gegen Welf, sondern sogar gegen Klärchen gänzlich zurückhaltend über die Fonds zu seinen Unternehmungen, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil er einerseits Welf hinter seinen vermeintlich unübersteigbaren Bedingungen um so erfolgreicher zu überrumpeln gedachte, je länger dieser sicher zu sein vermeinte, anderseits, weil er sein Klärchen frühzeitig an unbedingtes Vertrauen zu dem künftigen Nährer, Schützer und Begleiter ihres Lebens gewöhnen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Sonderbare Hülfe in der Noth.

Seit zwei Wochen unterhält sich die Stadt Smyrna von einem Ereigniß, das in einem französischen tragikomischen Romane würdig als eine Haupt-Episode figuriren könnte. Ein deutscher Musicus, der in der genannten Stadt seit Jahren und mühselig genug mit seiner Kunst nach Brod geht, wurde von seiner Ehehälfte mit Zwillingen überrascht. Traurig betrachtet der arme Mann diesen unmäßigen Zuwachs seiner Familie, die bereits aus mehreren kleinen Musicis männlichen und weiblichen Geschlechts bestand. Die Angst nun, zwei Wesen mehr ernähren zu müssen, überfällt ihn mit ungeheurer Gewalt, und er kommt zu dem Entschluß, die Neugeborenen dem französischen Kloster zu bescheeren. Die Mutter beschwört ihn, es nicht zu thun, auf Gottes Hülfe zu bauen und die armen Würmlein zu lassen. Aber er beweist ihr, um wie viel besser es die Kinder in dem reichen Kloster haben werden, beharrt auf seinem Entschluß und macht sich mit seinen jungen Sprößlingen noch in derselben Nacht auf. Er bindet das Paket an die Thür des Klosters und hebt den Klopfer, um ein Zeichen zu geben und sich dann so schnell als möglich zu entfernen. Kaum aber hat er den Klopfer leise mit der Hand berührt, als auch schon die Thür sich öffnet und der Pförtner herausstürzt. „Schelm!" ruft dieser, bist du wieder da? Du scheinst das Kinderaussetzen handwerksmäßig zu betreiben." Er faßt den armen Musicus beim Kragen, hält ihn fest und ruft etwas ins Haus. Sofort bringt man ihm ein Kind heraus, das er dem Musicus in die Arme legt. „Da, nimm auch das wieder, das du vor einer halben Stunde gebracht hast!" Mit diesen Worten schließt sich die Thür, und da steht der Musicus mit drei Säuglingen in den Armen. Er glaubt, schwer zu träumen, und wie träumend kommt er mit den drei Säuglingen in seine Wohnung zurück. Die Mutter vergißt über das Glück, ihre Kinder wieder zu haben, das neue Mißgeschick und nimmt selbst den ungebetenen Gast mit Freuden auf. Sie legt den kleinen Fremdling zu sich ins Bett, und beginnt, nach Weiberart, seine Wäsche zu untersuchen, die ihr beim ersten Blick als besonders fein aufgefallen ist. Sie wickelt nun den kleinen Jungen auf, und findet zu ihrer nicht geringen und höchst freudigen Ueberraschung in seinen Windeln eine Fünfzig-Pfund-Note, ferner eine an den ersten Banquier Smyrna's gerichtete Anweisung auf eine sehr anständige monatliche Pension, die hinreist, die ganze Musikantenfamilie zu ernähren, und einen Brief, in welchem gebeten wird, den Jungen gut und so lange zu pflegen, bis er eines Tages reclamirt wird. (Die Geschichte ist von Anfang bis zu Ende wahr.)

Sittenbild von Japan.

Ein Mitglied der Japan-Expedition schreibt von Somoda' einem der japanischen Häfen, welche den Amerikanern geöffnet wurden, u. A. Folgendes:

Schönheit ist ein seltener Artikel in Simoda und es scheinen nur Wenige aus höheren Klassen da zu wohnen. Allerdings entdeckt man einige hübsche Mädchen, aber verheirathete Frauen entstellen sich, indem sie ihre Zähne schwarz färben und die Augenbraunen scheeren. Dies geschieht aus dem einfachen Grunde, damit ihre weiblichen Reize nach der Heirath weniger Anlassung zur Versuchung geben sollen. Die bodenlose Unsittlichkeit unter den niederen Volksklassen findet in keinem andern Theile der Erde ihres Gleichen. Die arbeitende Menge geht, so lange die Witterung es nur erlaubt, halb oder ganz nackt. Die Weiber baden an der Straße vor ihren Häusern ohne alle Bedeckung. Außerdem befinden sich in Simoda zwei öffentliche Badeanstalten gemeinschaftlich für beide Geschlechter, deren scandlöse Chronik alles Derartige weit hinter sich zurück läßt. Die Kleidung der Japanesen ist im Allgemeinen enge, unbequem und armselig, und nur im Haarputze hat sich all ihr Toiletten-Kunstsinn vereinigt. Sonst lieben die Japanesen durchgängig Reinlichkeit."

Eine neue Menschenrace. In einem Briefe von den Engpässen Magellan, vom 14. Februar datirt und in der New-Orleans „Picayune" veröffentlicht wird, meldet: daß die Offiziere der amerikanischen Kriegsschaluppe „Decatur" eine neue Menschenrace auf der Insel Terra del Fuga entdeckt haben. Dieses fremde Volk ist ziemlich in der Civilisation und Verfeinerung vorwärts geschritten und gab durchaus keine Zeichen der Furcht oder Unfreundlichkeit gegen die Entdecker kund. Die Einwohner werden als die nobelste bekannte Race beschrieben, sind 6 Fuß bis 6 Fuß 9 Zoll groß und gut proportionirt. Ihre Priester sind in der lateinischen Sprache gut bewandert. Nach ihrer traditionellen Erklärung war die Insel früher ein Theil des Hauptlandes, wurde aber durch ein Erdbeben vor ungefähr 1000 Jahren davon getrennt. Dieses fremde Menschengeschlecht zählt circa drei tausend Seelen, und um die Vermehrung der Bevölkerung zu verhüten, überlassen sie die Alten, wenn sie schwach werden dem Tode, und wenn ihre Kinder zu zahlreich werden, so werden sie von den Priestern als heilige Opfer getödtet. Sie bewohnen den südwestlichen Theil der Insel an dem Fluß Tanuhan, welcher sich in den atlantischen Ocean ergießt. Ihre Nahrung besteht in Milch, Aepfeln, Reis und andern Früchten und Vegetabilien. Sie leben in Hütten vertheilt und sind sehr religiös.

Das Haus Rothschild hat in einem Zeitraume von 12 Jahren gegen 500 Millionen Dollars für verschiedene Regierungen als Anleihe aufgebracht. Diese ungeheure Summe vertheilt sich in folgenden Verhältnissen auf die verschiedenen Länder: für England 200 Millionen, für Oesterreich 80, für Neapel 50, für Rußland 25, für verschiedene deutsche Höfe 4, für Brasilien 12 Millionen; außerdem noch verschiedene andere kleine Summen. Der große Erfolg, den die Rothschild's in allen ihren Unternehmungen haben, beruht, abgesehen von dem Zusammentreffen glücklicher Umstände, hauptsächlich auf ihrer strengen Beobachtung zweier Grundsätze. Der erste ist, daß sie in Gemäßheit einer von dem Gründer des Hauses auf dem Sterbette getroffenen Anordnungen, alle ihre Operationen gemeinschaftlich ausführen. Sobald ein größeres Geschäft einem von ihnen angetragen wird, so legt er es einer gemeinsamen Berathung vor, und auf keines wird eingegangen, ehe es nicht vollständig besprochen ist. Einmal angenommen, wird es sodann mit vereinigten Kräften ausgeführt. Ein zweiter Grundsatz ist, nicht nach übermäßigem Gewinn zu streben, bei jeder Operation sich selbst bestimmte Grenzen zu stecken und, soweit als menschliche Vorsicht und Klugheit dies möglich machen kann, das Unternehmen unabhängig von zufälligen Ereignissen herzustellen. In diesen Grundsätzen liegt das Hauptgeheimniß des mächtigen Einflusses, den das Haus Rothschild auf die europäischen Regierungen, und somit auf die Geschichte Europa's ausübt.

Wie die englische National-Schuld entstand. Die ungeheure englische National-Schuld ist in folgender Weise entstanden:

36 Millionen wurden in dem Revolutionskriege, welcher Wilhelm von Oranien auf den englischen Thron brachte, verausgabt — 20 Millionen wurden geborgt und so der Grund zur National-Schuld gelegt.

62 Millionen im spanischen Erbfolge-Krieg vom 4. Mai 1702 bis 13. März 1713 — 32½ Million geborgt.

54 Millionen im spanischen Kriege vom 23. October 1739 bis 30. April 1748 — 29 Millionen geborgt.

112 Millionen im 7jährigen Kriege — 60 Millionen geborgt.

136 Millionen im amerikanischen Kriege von 1774 bis zum Pariser Frieden am 30. November 1782 — 104 Millionen geborgt.

464 Millionen im französischen Revolutionskrieg vom 1. Febr. 1793 bis zum Frieden von Amiens, 1802 — 200 Millionen geborgt.

1159 Millionen im Kriege mit Bonaparte vom April 1803 bis 18. Juni 1815 — 388 Millionen geborgt und 771 Millionen durch Steuern erhoben.

Bewunderungswürdige Liebe eines Indianers zu seiner Familie. Der „Three Rivers Enquirer" in Unter-Canada bringt eine merkwürdige Erzählung, die einzig in ihrer Art ist.

Der Superintendent der öffentlichen Werke in St. Moritz begegnete nämlich vor einigen Tagen auf einer Inspektions-Reise, etwa 100 Meilen nördlich von Three Rivers, einem armen Wilden, welcher schon sechszig Meilen weit die entseelten Körper seines Weibes und eines seiner Kinder getragen hatte, um die Leichname, wie er seinem sterbenden Weibe gelobt, in Three Rivers zu begraben. Den ganzen Weg hatte der Indianer die beiden Körper ohne Hülfe eines Andern getragen, und überdies durch eine Wildniß, die nur ein Wilder passiren konnte. Der Superintendent, Mr. Dawson, bot ihm seinen Schlitten an, um auf demselben die Leichname nach Three Rivers zu bringen; da man ihm jedoch von der Ausführung seines Vorhabens abrieth, kehrte er zu seinen acht Kindern in der Wildniß zurück, die während der Zeit ohne alle Nachrungsmittel waren, außer was sie sich vielleicht durch die Jagd verschafft hatten.

Weib und Kind des Indianers wurden in Three Rivers beerdigt. Die Erzählung des Superintendenten erregte in der Stadt große Theilnahme und es ist in der That bewunderungswürdig, welch innige Anhänglichkeit zur Familie in der Handlung dieses rohen Indianers liegt.

(Westb.)

☞ Ein Soldat stand vor Gericht wegen Trunkenheit. Nachdem der Richter dem Angeklagten das Protokoll vorgelesen hatte, worin der Soldat wegen „Gewohnheits-Trunkenheit" angeklagt war, da frug der Richter den Delinquenten, was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung zu sagen? „Nichts, nichts, Euer Gnaden, blos „Gewohnheits-Durst!"